Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung".

Nummer 36. | Sonntag, 1. September 1918. | Erscheint wöchentlich.

Nero und sein Bildhauer.

Von Joh. B. Jensen.

Autorisierte Uebersetzung von Julia Koppel.

(Nachdruck verboten.)

Nero ist düster, drohend wie eine Gewitterwolke. So ist er im Laufe des Tages geworden, unerklärlich für seine Umgebung und zur Beunruhigung für alle.

Er hat die Reihenfolge seiner kaiserlichen Pflichten und Vergnügen erledigt, Regierungsgeschäfte, die die ganze zivilisierte Welt am Mittelmeer und die barbarische der Nanländer umspannten: Truppenrevuen, Besichtigung riesiger Bauunternehmungen; eine Mahlzeit mit Delikatessen aus Aegypten, Illyrien und Helvetien; Proben zu einem Singspiel, worin der Kaiser selbst eine Rolle hat; Wettfahrten, Besuch auf dem Turnplatz, wo Augustus sich in seiner Athletenkraft zeigte; zum Schluß eine Zirkusvorstellung, wo die Gladiatoren sich gegenseitig schlachteten und eine blutige Bestunde zwischen Löwen und zum Tode verurteilten Gefangenen stattfand. Nichts von alledem ist imstande gewesen, des Kaisers gefährliche Laune zu zerstreuen. Auf dem Rückweg nach dem Palast ist er ganz stumm, ein schlimmes Zeichen, und er geht so schnell, daß das große Gefolge fast laufen muß, um mit ihm Schritt zu halten — auch ein schlechtes Zeichen, abgesehen davon, daß es der Würde des hohen Herrn nicht entspricht.

Als sie mit Fackeln über das Forum hasten wie die wilde Jagd, kommt die Entladung: Nero macht plötzlich kehrt und stürzt hoch laut schreiend, wie ein Nashorn, auf eine Person im Gefolge, reißt sie mit seinem ganzen Gewicht über den Haufen, fällt selbst, richtet sich sofort wieder auf, und während er noch immer ein unartikuliertes Geschrei von sich gibt, deutet er mit dem Kopf auf den Gefallenen und winkt wie besessen mit der Hand, als ob er ihn auf der Stelle und hundertfach getötet sehen will.

Man hat ihn verstanden: drei Scharfrichter haben sich bereits des Mannes bemächtigt; der eine zerrt ihm die Arme auf den Rücken, der andere hat ihn an den Haaren gepackt, in der Hand des dritten blitzt das nackte Beil — im letzten Augenblick aber wirft sich das Gefolge mit einem einstimmigen Schreckensschrei dazwischen, jemandem glückt es, dem Kaiser den Zusammenhang begreiflich zu machen und der ganze Tumult legt sich eben so schnell, wie er begonnen hat. Der Mann, der während des ganzen Auftritts keinen Laut von sich gegeben hat, darf gehen. Kurz darauf ist er vergessen.

Der Sachverhalt war folgender: Der Kaiser hatte vom Morgen an ein neues Gesicht zwischen seiner Umgebung bemerkt, einen Mann, der ihn fixierte, ihn verstohlen beobachtete, wo er ging und stand, und den ganzen Tag den Blick nicht von ihm wandte — konnte man im Zweifel sein, daß es ein Meuchelmörder war, der auf eine Gelegenheit wartete, ihn zu überfallen? Und natürlich mußte das Gefolge heimlich mit ihm im Einverständnis sein. Indessen war es nur ein Bildhauer, der ein Bildnis vom Kaiser machen sollte und die Erlaubnis bekommen hatte, sich im Gefolge aufzuhalten, um seine Aufgabe zu studieren.

Der Zorn des Kaisers ging einen Augenblick auf die über, die es versäumt hatten, ihn im voraus zu unterrichten; Ungnade, Verbannung schwebte über ihren Häuptern. Es glückte ihnen, seinen Sinn zu wenden, indem sie den persönlichen Mut priesen, den der Kaiser bewiesen hatte. Die Episode hinterließ keine andere Spur, als daß Rom flüsterte: Nero sei abermals in einem schwierigen Ringkampf Sieger geblieben.

Auf den unseligen Bildhauer hatte der Kaiser keinen Groll mehr, nachdem die Sache aufgeklärt war, im Gegenteil, er geruhte, ihm eine halbe Stunde seiner kostbaren Zeit zu schenken, damit die Büste gut werden konnte.

Nachdem er eine Minute gesessen hatte, gähnte er bereits und starb beinahe vor Langerweile; ein Freigelassener las ihm griechische Klassiker vor, er gähnte, syrische Flötenspielerinnen wurden geholt, um ihn zu unterhalten, es fror sie in der kalten Werkstatt — pfui, Weiber am Vormittag, zum Ortus mit ihnen.

Nero schlürft eine Schale Wein und ißt Feigen, wovon er Zahnschmerzen bekommt. Er stöhnt gekränkt und bohrt den ganzen Handrücken in den Mund, saugt einen Orkan von Luft in den Zahn.

Endlich ist die halbe Stunde um. Der Bildhauer hat gearbeitet. Schnell und schweigend, fast wie ein Fechter geht er um seine Figur herum, den Blick immer wieder auf Nero heftend, einen Blick, der hängen bleibt, und den der unruhige Kaiser eigentlich nicht leiden kann. Der Bildhauer ist so in seine Arbeit vertieft, daß er sich selbst ganz vergißt, steckt seine breiten Hölzer in den Mund, wenn er beide Hände gebrauchen muß — plötzlich scheint er sich zu etwas Durchgreifendem entschlossen zu haben und bekommt einen roten Kopf, er durchschneidet die Büste mit einer Bogensäge und ändert die ganze Bewegung, seufzt darauf, als ob ihm ein Berg von Zweifeln von der Seele gefallen sei. Ein paarmal richtet er mit tiefster Ehrerbietung eine Bitte an den Vornehmsten des Gefolges, der sie an den Kaiser weitergehen läßt, etwas wegen der Stellung und abermals fällt sein verweilender Blick auf den Erhabenen.

Nero heult vor Zahnweh und bricht auf; bis zur allerletzten Minute arbeitet der Bildhauer, und als es vorbei ist, hängt sein Blick noch am Hinterkopf und Nacken des Kaisers, indem er hinausgeht. Keiner nimmt Notiz von ihm, der Kaiser würdigt ihn keines Wortes.

Bevor der Kaiser selbst das Gemach verläßt, hat er der Büste einen Blick geschenkt und ist überrascht, bewegt geworden, sie ist ähnlich, und dem Kaiser werden die Augen feucht, weil er seinen eigenen schönen und bedeutenden Kopf so wohl abgebildet sieht.

Die Büste existiert noch und gibt voller Lebendigkeit die verdorbene Physiognomie wieder, die dem Zeugnis der Geschichte entspricht. Ein großer Künstler hat sie geschaffen; sie verbindet majestätisch den Verfall des Geschlechts mit persönlich erworbener Abscheulichkeit.

Der Name des Künstlers ist nicht bewahrt worden. Von den Urhebern der besten römischen Kunst ist keiner bekannt. Und dennoch sind sie es, die im aufgeklärten Bewußtsein die Epoche tragen.

Durch die lateinische Literatur hat man von Roms Kaiserzeit die klarste Vorstellung, die es überhaupt von einer historisch fernen Zeit gibt; hätte man sie nicht durch die Literatur, dann hätte man sie durch die römische Kunst, die die Zeit selbst ist. Die Menschen jener Zeit leben in ihr und können durch sie nicht sterben.

Die jahrtausendalten Kaiserbüsten sind ein Höhepunkt von robuster und intimer Porträtkunst, von den besten Künstlern unserer Zeit mit ihren technischen Hilfsmitteln und erweitertem geistigen Horizont selten erreicht und nie übertroffen. Die Kunst hat ihre Grenze, sie gelangt bis zur Menschendarstellung und nicht weiter. Aber sie hat auch ihren Boden: die Römer können noch heute in einem Kunstwerk erreicht werden, wenn man Gleichgewicht hat, um die Aufgabe zu sehen, und genügend Ausdauer, um sie durchzuführen. Klarheit in der Auffassung und unbedingte Treue in der Durchführung machen die römischen Kaiserbüsten zu einem vollendeten Ausdruck ihrer Zeit und aller Zeiten. Der Bildhauer, damals wie jetzt, hat Zugang zur Menschenseele nur durch die Kurven des Gesichts und durch das, was Brauen und Mundwinkel prägt; durch Malen und mechanische Nachahmung allein aber wird der Boden nicht erreicht. Man muß das sehen, wofür man sich durch natürliche Redlichkeit und Ausbildung Blick verschafft hat.

Der römische Bildhauer blieb ein Handwerker, erreichte aber als solcher, auf Grund der Vollkommenheit in seinem Fach, eine Kultur, die ihn auf die Höhe aller Kulturen stellt. Er bleibt, er hat seine Zeit überwunden. Fast alle werden sich darin einig sein, daß der Bildhauer den Kaiser überlebt hat.

Die Kaiserbüste, die durch einen merkwürdigen Glücksfall, zusammen mit anderen vor Vandalen, christlicher Nachstellung und Individuen aus dem Volke, die kurzerhand alles hassen, was ganz ist, verschont geblieben ist, hat keine Nase, wie fast alle antiken Kunstwerke, und ist über und über im Marmor pockennarbig und gesternt von Steinwürfen.

Daß der Rest bewahrt ist, hat man einem barmherzigen Zufall zu danken; wahrscheinlich hat sie in dem Brandschutt eines abgebrannten, geplünderten Hauses begraben gelegen. Bereits im Altertum ist sie geschändet worden, von Roms Gassenjugend, von Soldaten in den lockeren Jahrhunderten nach der Kaiserzeit; das Publikum hat seine Inschrift darauf gesetzt: der schwammige Charakter des Kaisers und die empfindsame Arbeit des Künstlers müssen wie ein Palimpzest gelesen werden.

Herrschsucht und Macht reichen weit auf Erden, und der menschliche Trieb zu gestalten, durch Formen unsterblich zu machen, ist stark, doch die elementare Lust zu vernichten, nur zu fühlen, daß man Schaden tut, ohne jemand damit zu nützen, ist stärker.

Persönliche Erinnerungen an F. M. Dostojewsky.

Von Baron A. E. Wrangel.

(Nachdruck verboten.)

Jahrzehntelang lebte ich im Auslande und habe häufig Gelegenheit gehabt, sonderbare Ansichten über Dostojewski zu hören. Da ich ihm nahestand und mit ihm zusammen in Sibirien war, erachte ich es als meine Pflicht, meine Erinnerungen an den großen Dichter zu veröffentlichen, weil jede Einzelheit seines Lebens mir interessant und wichtig erscheint.

Das Revolutionsjahr 1848 zog fast spurlos an unserem Lyzeum vorüber. Die Schüler beschäftigten sich dazumal nicht mit Politik, und wir hatten auch gar keine Zeit dazu. Viel bedeutungsvoller dünkte uns die Frage, ob wir für ein gutes Wochenzeugnis Sonnabend oder Sonntag zu den Eltern würden gehen dürfen. Das Wort Revolution versetzte überhaupt groß und klein in Schrecken. Ich entsinne mich noch, wie mein Vater ganz leise seinem Bruder ins Ohr flüsterte: „Eine Umwälzung in Paris, der König auf der Flucht." Zu Anfang des Jahres 1849 wurde ich mit 16 Jahren nach der vorletzten Klasse versetzt, als wir im Lyzeum von einer Geheimpolizei etwas hörten und von der Verhaftung der früheren Lyzeisten Butaschewitsch Speschnew, Kaschkin und A. Zwerepeus. Unser Inspektor, Major A. J. Müller war ein naher Verwandter von Kaschkin. Eines Tages ließ sich um 6 Uhr morgens auf unserem Hofe Trommelwirbel vernehmen, und unsere Lehrer sagten uns, daß Kaiser Nikolaus I. mit dem Geist unserer Anstalt unzufrieden sei, und daß wir fortan von Unteroffizieren der Leibgarde instruiert werden sollten. Das geschah auch wirklich, und besonders streng wurde nach den verbotenen Büchern und Zeitungen im Hause gefahndet. Herr Plötz, mein lieber Lehrer, ein gewesener Heidelberger „Bursch", riet uns sogar, „Freisinnige Gedichte" vor dem Schlafengehen zu verwahren. In derselben Nacht fand noch eine Haussuchung statt, die glücklich abgelaufen war. In den Salons der Newaresidenz bildeten die genannten Verhaftungen jedoch das Tagesgespräch. Ich hatte gerade Dostojewskis „Arme Leute" gelesen, als ich von meinem Onkel, dem Kommandanten der Peter-Pauls-Festung, erfuhr, daß Dostojewski und noch einige seiner Kameraden zum Tode verurteilt seien. Unser Direktor soll vergebens den Zaren um Gnade gebeten haben. Mit Entsetzen erfuhren wir, daß Dostojewsky wegen der Verlesung eines Briefes von Belinsky an Gogol in einer Versammlung bei Petraschewsky umgeschickt werden sollte. Ein paar Monate später sagte mir der Staatssekretär Stachlinsky, der politische Gefangene zu verhören hatte, daß Dostojewski in der Alexanderschanze als Gefangener sitze. Infolge der Cholera-epidemie wurden bis bis zum September aus dem Lyzeum entlassen. Vor Weihnachten wurden wir wiedermal nach Hause geschickt. Anstatt zu den Meinigen 75 Werst über Narwa zu reisen, blieb ich bei meinem Onkel von Korff, dem Chef der Militäransiedelungen. Am 22. Dezember kam eine Division von der Newaseite und geg nach dem Semionowplatz. Eilig zog mein Onkel den Militärmantel an und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Es war ein trüber, kalter Morgen, und der Schlitten, den wir bestiegen, jagte rasch durch die beschneiten Straßen. Auch wir begaben uns nach jenem Platze, wo Militär, Gendarmen und Volk versammelt waren. Ein hohes Holzgerüst ragte über alle Anwesenden empor. Sowie mein Vetter, der Sohn des Festungskommandanten, mich erblickte, kam er auf mich zu und sagte mit bebender Stimme: „Um Gottes willen entferne dich schleunigst, erfährt der Direktor, daß du der Strafe beiwohntest, so wirst du politisch verdächtigt und aus dem Lyzeum geworfen!" Zugleich vertraute er uns auch das „Geheimnis" an, daß niemand erschossen werden solle, und daß auf dem Wege zum Richtplatz ein Gnadenbote des Kaisers erscheinen werde. Dostojewsky und seine Leidensgenossen hatten aber den bitteren Kelch der Todesangst bis auf den letzten Tropfen durchkostet. Von weitem sah ich, wie einzelne Figuren an einen Pfahl herangeführt und festgebunden wurden. Dann kam eine Troika im Galopp gefahren, die Leute stoben auseinander, bekreuzten sich und priesen die Milde des Zaren.

Die bekannten „weißen Gräber", von denen Dostojewsky später erzählte, hatte ich nicht gesehen, aber unauslöschlich blieb die Erinnerung an jene grauenvollen Minuten in der Seele des Dichters. Er hatte damals keine Ahnung von der Begnadigung. Von all denen, die seinem Herzen nahe waren, hatte er sich für immer verabschiedet und erwartete den verhängnisvollen Laut: „Schießen!"

Nie hatte ich zu jemand von meiner Anwesenheit auf dem Richtplatz gesprochen, denn meine ganze Zukunft hätte dadurch gefährdet werden können.

Im Frühling 1853 beendete ich das Lyzeum und trat auf den Wunsch meines Vaters in das Justizministerium ein. Es war damals noch Sitte, daß die früheren Lyzeisten, welche hohe Stellungen einnahmen, ihre jüngeren Schulgenossen gern in ihr Ressort aufnahmen. Die Fahne des Lyzeums wurde hochgehalten und Kameradschaft und Solidarität waren für uns keine leeren Worte. Die Jugend der Bureaukratie fühlte sich nach dem fernen Ostsibirien hingezogen, wo N. N. Murawiew, der spätere Graf von Amur, Generalgouverneur war, und wo große Ereignisse zu erwarten waren. Auch ich bemühte mich um ein Amt im Lande der Zukunft, das damals buchstäblich einen Deportationsort für die schlimmsten Elemente bildete. Vor meiner Abreise nach Sibirien, wohin Dostojewsky bereits längst verbannt war, besuchte ich seinen Bruder und Apollonia Maikow, die mir für ihn Briefe, Pakete, Bücher und Geld gaben. Auf dem Wege nach Semipalatinsk machte ich in Omsk halt, wo ich dem Generalgouverneur Hasfort, der mit meinen Verwandten befreundet war, vorgestellt wurde. Er spielte sich als Kaiser seines Gebietes auf und war sehr herablassend. Liebenswürdiger war seine Gattin, eine geborene Lwow, die Nichte des berühmten gleichnamigen Komponisten. Sie versammelte die ganze Creme der Gesellschaft um sich. Unter anderen lernte ich die Gattin des Gendarmerieobersten Zwanow kennen, welche Dostojewsky viel Gutes während seiner Verbannungszeit erwiesen hat. Sie kannte ihn noch von Tobolsk her, wo er 1850 nach seiner Verurteilung hingekommen war. Sie versorgte ihn mit Wäsche, Büchern und Geld und unterhielt auch die Beziehungen mit ihm, als er schon nach Omsk übergeführt war. Im Jahre 1856, als ich die Heimreise nach Petersburg antrat, ersuchte mich Dostojewski herzlich, Frau Zwanowa aufzusuchen und ihr seine tiefgefühlte Dankbarkeit auszusprechen für all ihre Liebe und Güte.

In der ersten Zeit der Verbannung entbehrte Dostojewsky fast alles. Das Geld, das der Bruder mir mitgegeben, war bald verausgabt. Das Leben war damals zwar ungemein billig; ein Pfund Tabak drei Kopeken, ein Bad 1½ Kopeken, ein Pfund Fleisch einen Groschen, aber jede Erleichterung, jede Bequemlichkeit mußte mit Geld erkauft werden. Es gab mitunter solche Direktoren und Inspektoren, die ohne weiteres mit den Gefangenen ihn einen gesandten Geldes zu teilen pflegten.

Ich muß übrigens einige Legenden widerrufen, die sich an Dostojewsky knüpfen. Wie er mir selbst erzählte, hat weder jemand von der Aufsicht noch irgendein Unterbeamter oder Soldat ihn anzurühren gewagt. Ueberhaupt erfuhren die politischen Gefangenen zu jener Zeit eine viel humanere und wohlwollendere Behandlung in Sibirien als in späteren Zeiten. Als ich nach Semipalatinsk kam, ließ ich Dostojewsky zu mir bitten. Er kam in seinem grauen Soldatenmantel mit dem roten Kragen und war sehr zurückhaltend. Sein Gesicht war bleich, seine hellroten Haare waren kurzgeschnitten. Ernst heftete er seine graublauen, klugen Augen auf mich, als wollte er bis ins Innerste meiner Seele blicken. Sobald ich mich entschuldigte, daß ich nicht zuerst zu ihm kam, und als ich ihm unter freundlichen Worten die Briefe, Grüße und Pakete übergab, wurde er zutraulicher. Er sagte mir später, daß er nach an demselben Abend fühlte, einen aufrichtigen Freund in mir gefunden zu haben. Während er die Briefe von Bruder und Schwester las, traten Tränen in seine Augen, und auch mich überkam jenes Gefühl der Sehnsucht und Vereinsamung, das mich während der ganzen Reise nicht verlassen hatte. In dem Augenblicke, als Dostojewsky bei mir war, erhielt ich gerade einen ganzen Haufen Briefe aus Petersburg von Verwandten und Freunden. Impulsiv öffnete ich sie gleich, begann zu lesen und laut zu schluchzen. Ich war zwar schon ein hoher Kriminalbeamter, aber noch ein sentimentaler Jüngling, der mit ganzer Seele an seiner Familie hing. Es schien mir auf einmal ganz unmöglich, so losgerissen von den Meinen in unerreichbarer Ferne zu sein. Und da standen wir uns plötzlich gegenüber wie zwei einsame vom Schicksal verlassene Menschen . . . Das Herz war mir zum Zerspringen voll, meine ganze Würde war mir verloren, ich, Dostojewsky um den Hals, der seinen traurigen verständnisvollen Blick nicht von mir abgewandt hatte. Er behandelte mich mit warmer, zärtlicher Freundschaft wie einen alten Bekannten, drückte mir die Hand, und wir gaben uns das Wort auf baldiges Wiedersehen.

Bei den Baronen.

(Nachdruck verboten.)

Das Deutschtum im Baltenlande wird vertreten von den Baronen und Literaten. Bei den Baronen bin ich jetzt ein paar Tage zu Gast gewesen. Das Interessanteste an den Baronen ist, daß sie modernes Mittelalter sind, aber beides, modern wie Mittelalter im besten Sinne. Diese Verbindung der scheinbar stärksten Widersprüche zu einem organischen, lebenskräftigen und Lebensfreude verbreitenden Ganzen ist fast unmöglich zu schildern.

Modern sind diese baltischen Barone, weil sie mit allen Lebensregungen des heutigen Tages mitgehen. Auf ihren Tischen finden sich die neuesten Bücher — jetzt freilich schon vier Jahre alt, denn noch war nicht Zeit und Möglichkeit des Nachholens, in ihrem Betriebe sind die erfolgverheißenden Maschinen unseres technischen Zeitalters, in ihrem Empfinden für andere Menschen sind sie im besten Sinne sozial, bei ihnen trifft man den Widerspruch gegen die undeutschen Bewohner des Landes nicht, oder doch nicht so, wie ihn der Fernstehende vermutet. Er ist vorhanden, aber nicht als Abscheu, Haß, sondern als Ausdruck, als Feststellung von Tatsachen. Este und Lette sind nicht deutschen Stammes darum sträuben sie sich gegen eheliche Verbindung mit ihnen. Aber darüber hinaus ist gar kein Gegensatz. Beide bestellen das gleiche Land, beide haben ein Interesse am Aufblühen des Verkehrs, am Verbessern der Wege, an der Förderung der Gesundheit, an der Verbreitung allgemeiner Bildung, die Lette wie Este widerspruchslos vom deutschen Kulturkreis her zu übernehmen bereit ist. Gegensätze kommen natürlich aus sozialen Abständen. Aber das sind keine Rassenfragen, sondern werden durch sie höchstens verschärft. Der deutsche unabhängige Sozialdemokrat wäre vielleicht unversöhnlicher als Gegner des gleichsprachigen, gleichstammigen Junkers aus Ostelbien, als es der Este, der Lette auf dem Lande gegen den Baron ist. Als die Revolution der Bolschewisten ausbrach, fand sie auch hier in Livland und Estland nur das Schlagwort von reich und arm. Die Bolschewisten drangen überall ein mit den Worten: Plutokunde. Pfuitlaugen, ihr habt euch an unserer Arbeit reich gemacht. Daß die Reichen zugleich Deutsche waren, war ein Grund, ihnen mitdernde Umstände zu versagen, aber nicht der Grund zum Angriff selbst.

Dabei wird der Deutsche als Mensch vom Esten wie Letten hoch geschätzt. Er weiß genau, daß beim Deutschen Ehrlichkeit, Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit ist. Die Esten selbst geben dazu ein Beispiel: „Wenn ich eine Reise machen muß und habe einen unverschließbaren Kasten mit Geld, so gebe ich es irgendeinem Deutschen zur Aufbewahrung, ohne es zu zählen. Komme ich nach Jahren zurück, so gibt er mir meinen Kasten wieder und ich werde wieder nicht zählen. Denn ich weiß: weniger ist es nicht geworden, höchstens mehr."

Unter den deutschen Baronen gibt es eine sehr starke Partei, die das anerkennt, die ihrerseits den Esten als Mensch schätzt und mit ihm zu arbeiten bereit ist, wie sie es von jeher taten. Vor 30 Jahren bestand der Kassengegensatz in seiner heutigen Schärfe nicht. Er ist so erst durch russische Hetze geworden und kann genau so wieder verschwinden, wenn er richtig angefaßt wird. In Finnland, wo die ganz gleichen Verhältnisse vorlagen, ist der Ausgleich schon lange erfolgt, in Estland wird er ebenfalls eintreten, Finnen und Esten sind ja eines Stammes, nur in Lettland werden die Schwierigkeiten größer sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19180901039/fragment/page=0001

Aber ich wollte von den wirklich erlebten und nicht von den politischen Nöten, obwohl deren Schilderung zum Verständnis der Verhältnisse unbedingt erforderlich ist.

Ein schneller Kraftwagen schüttelt uns auf schlechten Wegen, an denen vier Jahre nichts und vorher wenig getan wurde, über Land zu einem der großen Gutsherrn. Tief im Park versteckt liegt das Herrenhaus, immer noch demselben Grundgedanken erbaut, lang gestreckt, helle, große Räume zu Wohn- und Repräsentationszwecken, im Obergeschoß Schlaf- und Gastzimmer. Vor dem Hause eine Freitreppe, wo sich, durch das Autogeräusch herbeigelockt, ein dienstbarer Geist zeigt. Aber er hat meist nicht erst Zeit zum Anmelden. Der Hausherr kommt dem Gast schon halbwegs entgegen und bezeugt dem ihm doch ganz Unbekannten seine besondere Freude, ihn begrüßen und bewirten zu dürfen. Nach drei Minuten ist man zu Hause, als wären wir die ältesten Freunde. Ein Gang durch den Park, ein bewundernder Blick auf das alte, dem 18. Jahrhundert entstammende Haus, das in seiner einfachen Vornehmheit noch heute den Charakter des Zopfstiles wahrt, trotz üblichen Ausbaues einer Veranda, deren ehemaliges Holzgitter durch Betongut ersetzt ist.

Inzwischen steht auch schon im „Speisezimmer" eine der Tageszeit entsprechende Mahlzeit auf dem Tisch, und mit freundlichen Worten wird der Gast geladen, sich zu überzeugen, daß für ihn zum mindesten der Mangel mancher Dinge, die auch hier zu fehlen beginnen, nicht besteht. Richtiger Kaffee mit fetter Sahne, Weißbrot und Butter, Eier, als Getränk zum Essen schöne Milch, Schüsseln voll Erdbeeren und Kirschen, verführen zum Schmause.

Nachher folgt, je nach den überwiegenden Interessen des Wirtes, erst eine Besichtigung der Wirtschaft oder der Kunstschätze, die in jedem Hause gestapelt sind. Nicht immer einwandfrei. Genau wie in Deutschland, die alte Geschmackskultur, die sich mit dem Wiedermeier verlor, nur in den Resten aus früheren Tagen Zeugen aufweist, sind hier wahre Musterstücke, schöne Handwerkskunst, gepaart mit den schauerlichsten Erzeugnissen modernen Industriefleißes. Es ist kulturgeschichtlich hochinteressant, die Abwärtsentwicklung zu verfolgen. Der Erbauer des Hauses hat fast durchweg ein geschlossenes, geschmackvolles Ganzes hergestellt. Dann ist gewöhnlich schon sein Sohn mit Aenderungen gekommen. Auf einmal wurden holländische Kachelöfen modern. Wer auf sich hielt, mußte einen haben. Aber der mußte auch stehen. Und so wurde er rücksichtslos in eine Zimmerecke gequetscht, einerlei, ob die Wand getrübt, ob dort Malerei und Stuckwerk verstockt und überschnitten wurde — der faszinierende blauweiße Ofen, oft ein Meisterstück, muß Platz haben! Der Enkel baut ans Haus eine Veranda mit Regendach, der nächste kauft sich Sammetmöbel mit Buschelschnitzwerk und vertreibt Rokoko- und Empremöbel auf den Hausboden. Dessen Enkel zwar holt sie wieder herunter, weil man ihre Schönheit jetzt entdeckt hat, aber die falsche Renaissance der Vertikozeit bleibt, und er ergänzt die Reihe der Ahnenbilder, die vielleicht noch Graf und Kügelgen gemalt haben, durch eine übermalte lebensgroße Photographie aus dem Atelier eines Berliner „Hofmalers". Fällt allmählich der Putz von der einfach weißen Decke des Rokokosaales, so wird er dem Maler der nächsten Stadt anvertraut, und unfehlbar ziert eine Jugendstilschablone dann den Raum zur Freude des Künstlers. Jahrhundertelange Grenztrennung und enge Fühlung mit einem so geschmackvollen Volke wie die Russen haben diese Gemeinsamkeit mit der deutschen Entwicklung nicht aufhalten können. Das Baltenland hat uns manchen guten Gelehrten gebracht, die Auferstehung der Kunst, die wir so nötig brauchen, wird aber auch von hier nicht kommen.

Dennoch besteht dort noch ein Reservoir von Kraft und Lebensfreude, aus der unser Land viel schöpfen kann und wird.

Auf diesen Gütern in Nordlivland sieht es noch aus wie im Frieden. Volle Ställe, der Herr zu Pferde, die Kammern und Speicher gefüllt, die Felder wohlbestellt. Es ist eine wahre Herzensfreude und eine innere Beruhigung, das zu sehen. Auch die Menschen sind vom Kriege noch nicht mitgenommen. Hier ist nicht, wie in jeder Familie bei uns, ein Blutopfer für die Heimat gebracht worden. Für Rußland haben die Balten nicht kämpfen mögen und sich meist geschickt davon zu befreien verstanden. Mußten sie doch ihrer Heerespflicht Genüge tun, dann kamen sie selten an die Front. Man traute ihnen als Deutschen nicht, obwohl man es gerade darum hätte tun sollen. Als dann der große Umsturz einsetzte, war es bezeichnend, daß die deutschen Offiziere fast nichts zu leiden hatten. Sie waren nicht, wie die russischen, Menschenschinder, und hatten von Haus aus jenes patriarchalische Herrenverhältnis zu ihren Untergebenen, das diese zu schätzen wissen. Meist gelang es den deutschen Offizieren, in ihren Regimentern Ruhe und Ordnung — wenn auch notgedrungen in revolutionärem Sinne — zu wahren und sogar ihre russischen Kameraden vor dem Tode zu bewahren.

So haben die baltischen Barone auch in der allermodernsten Erscheinung des Weltenlebens ihren Posten auszufüllen verstanden. Trotzdem sind sie noch Mittelalter. Ihr Herrenbewußtsein, ihr Adelsstolz passen so nicht mehr in unsere Zeit. Obgleich gerade an ihnen der Beweis erbracht werden kann, daß naturwissenschaftliches Züchtungsergebnis auch bei der menschlichen Rasse wertvoll ist. Sie haben hier nicht nur den Adel, sie sind auch adlig.

Wie wenig andererseits dies Edelium vom Namen abhängt, zeigt sich bei den baltischen Literaten, die ihrerseits einen Bürgeradel darstellen, der nicht minder wertvoll und gut gezüchtet ist. Nur daß die Barone die für sie besonders nötigen Eigenschaften kein kultivieren, das Herrenbewußtsein, das Befehlenkönnen, die Liebe und das Verständnis für die großzügige Bestellung des Landes.

Bei uns in Deutschland ist das alles verschacht, ausgeblichen, wir haben den vom Züchterstandpunkt falschen Trieb zum Durchschnitt. Unser Adel ist fast durchweg nur noch Titelträge. Aber ein Volk braucht Führer. So falsch es ist, aus der adligen Geburt einen Anspruch auf Sonderstellung herzuleiten, so richtig ist es, auf Zuchtwahl Gewicht zu legen, so wesentlich ist es, daß jeder einzelne Volksgenosse an der Veredlung des Ganzen mitarbeitet und darum die gut gezogenen Volksteile als solche erkennt und an sie besondere Ansprüche stellt. Adel soll nicht erhöhte Rechte geben, sondern vermehrte Pflichten. Solchen Adel, das das anerkennt und beherzigt, brauchen wir, mit oder ohne „von". Für ihn finden wir im Baltenlande bei Baronen und Literaten ein unverbrauchtes Reservoir. Es ist vielleicht einer der wenigen Vorteile dieses Krieges, daß es uns erschlossen wurde. Für die Kraft, die daheim schon lange im Schwinden war, kommt hier Ersatz, Erforschung.

J. von Bülow.

Bunte Zeitung.

Tanzepidemie in Petersburg.

Wir lesen in der „Baltischen Zeitung":

„Proletkult" lautet das schöne Wort, das Herr Lunarscharski für den kommunistischen Musentempel erfunden hat. Die Einrichtung desselben war ungemein einfach. Das Palais, ein ehemaliger fashionabler Klub, wurde „nationalisiert" und der Klub sowie ein von ihm unterhaltenes Lazarett und was sonst alles im Hause wohnte, wurde an die Luft gesetzt; der Tanz konnte losgehen. Und er ging im wahren Sinne des Wortes los; denn Terpsichore ist momentan die modernste Muse in Petersburg. Es herrscht dort eine wahre Tanzepidemie, die mit dem Beginn der Revolution begann, von Tag zu Tag zunahm und jetzt uneingeschränkt und maßlos wütet. Es ist ein Tanz auf dem Vulkan; es ist, als ob das dem Untergange geweihte Volk im Wirbel des Tanzes Vergessen sucht! Weder Terror noch Hunger oder Cholera können der Tanzwut Einhalt gebieten. Wie bei einer Epidemie gerade das Volk am heftigsten von ihr zu leiden hat, so sind auch die Opfer der Tanzwut zum größten Teile in den breiten Volksschichten zu finden. An allen Mauern und Zäunen kleben riesige Plakate mit allerhand Ballankündigungen. Ein, zwei, drei Orchester, Amorpost, Serpentinen, Tänzerkonkurrenzen, lauschige Winkel für verliebte Pärchen zum Ausruhen, reichhaltiges Büfett, kurz, alles nur irgend Mögliche wird geboten, um das Publikum anzulocken. Dabei ist dem Tanze von heute ein ganz neuer Charakterzug eigen: der Zug zum ungeniert Sinnlichen. Auch die Berufstänzer, die Vertreter des einst weltberühmten Petersburger Balletts, machen diese Mode mit, indem sie in Varietés und Kinos auftreten und ihre Tänze mehr und mehr dem Geschmack des süßen Mob anpassen.

Das Geschlecht von Carlowitz.

Der sächsische General Adolf von Carlowitz, welcher zum Oberbefehlshaber einer Armee ernannt worden ist, wurde geboren am 25. März 1854 zu Riesa als Sohn des Kgl. sächsischen Gerichtsamtsmannes und der Ida von Könneritz. Er vermählte sich am 31. Mai 1893 mit Priska von Stieglitz zu Dresden, geboren am 10. Dezember 1870. In seiner Ehe sind ihm drei Töchter und ein Sohn geboren. — Das dem meißnischen Uradel angehörige Geschlecht wird mit Otto von Karlwitz am 23. November 1311, einem Lehnsmann der Burggrafen von Dehna, urkundlich zuerst genannt. Eine kaiserliche Wappenvereinigung mit der ausgestorbenen Sippe von Ziegelheim erfolgte in Speier am 19. April 1544. Erbeichritter des heiligen römischen Reichs wurden die von Carlowitz am 13. Januar 1542. — Wappen: In Silber drei mit den Stielen einander in der Schildesmitte berührende schwarze Kleeblätter. Auf dem Helme ein wie der Schild bezeichneter Flügel. Das Wappen von 1544 ist geviert. Eins und vier das Stammwappen der von Carlowitz, zwei und drei von Ziegelheim in Silber ein roter Schrägbalken. Der Helm von Ziegelheim: eine mit silbernen Straußfedern besteckte runde Scheibe. Besitz: das Fideikommiß Großhartmannsdorf nebst Kapitalien, und ferner das Fideikommiß Oberschöna in der Amtshauptmannschaft Freiberg. Außerdem ist und war die Familie angesessen in Brandenburg, in Böhmen, in der preußischen Oberlausitz, in den sächsischen Fürstentümern und in der Provinz Sachsen in Branderode, Draschwitz bei Zeitz, Scherbitz, Straußfurt, Zörbig usw.

Gg. S.

Das Geschlecht von der Marwitz.

Der General Georg von der Marwitz, dessen Armee gegenüber den englischen Tankangriffen an der Somme ruhmreichen Widerstand geleistet hat, ist geboren zu Klein-Rossin am 3. Juli 1856 als Sohn des Rittergutsbesitzers Adalbert von der Marwitz auf Wundichow und Klein-Rossin und seiner Gemahlin Maria Heinrichsdorff. Er trat nach dem Besuch des Kadettenkorps am 4. April 1875 in die Armee ein und vermählte sich zu Berlin am 1. November 1881 mit Helene, der ältesten Tochter des Generals der Infanterie und Kriegsministers Georg von Kameke auf Hohenfelde und der Helene von Oessen, geboren zu Breslau am 11. Dezember 1862. Aus seiner Ehe sind zwei Söhne und acht Töchter geboren. Die dem neumärkischen Uradel mit dem gleichnamigen Stammhause bei Landsberg a. d. Warthe angehörige Familie wird zuerst mit Theodorikus de Marwyz am 12. Juni 1259 urkundlich genannt. Sie wurde im 15. und 16. Jahrhundert zu den schloßgesessenen Geschlechtern der Mark Brandenburg gerechnet. In der preußischen Geschichte hat die Familie, zumal in der Zeit Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege namhafte Heerführer gestellt. Der Güterbesitz liegt wesentlich in der Provinz Brandenburg und in Pommern. Wappen: In blau ein entwurzelter Baumstamm mit zweigeästetes Zweigen; auf dem Helme eine wachsende, blaugekleidete Jungfrau, die mit beiden Händen einen grünen Kranz über ihr Haupt hält, zwischen einem offenen schwarzen Pfluge.

Gg. S.

Aus der Geschichte des Kopenhagener Tivolis.

Die weltberühmte Vergnügungsstätte, die auch im Kriege noch einen Hauptanziehungspunkt für Einheimische und Fremde in der dänischen Hauptstadt bildet, und die in diesen Tagen auf ihr 75jähriges Bestehen zurückblicken kann, hat sich aus ganz kleinen und bescheidenen Anfängen zu einem Weltunternehmen entwickelt, von dessen Bedeutung die weiter unten genannten Zahlen einen Begriff geben mögen. Als im Anfang des Jahre 1843 Johann Georg Bernhard Carstensen beim Ministerium des Königlichen Hauses um die Erlaubnis einkam, einen Volksbelustigungspark auf dem fiskalischen Grund und Boden nahe der Festung einrichten zu dürfen, wurde er zunächst abschlägig beschieden. Der Unternehmungsgeist aber, der also wie jedes, was dieser tatkräftige Mann in die Hand nahm, kennzeichnete, gab darum die Sache doch nicht verloren, sondern Carstensen richtete nun eine weitere Eingabe an König Christian VII. selbst, indem er in diplomatischer Weise ausführte, man müsse das zweifellos stark lebendige Vergnügungsbedürfnis des Volkes in die richtigen Bahnen lenken. Das geschehe am besten durch den von ihm geplanten Park, der außerdem wie dazu geschaffen sei, die Gedanken der Leute von der Politik und den überall sich geltend machenden Reformbestrebungen abzulenken und es auf andere Ideen zu bringen. Carstensen hatte richtig gerechnet; er erhielt nun ohne weiteres die Erlaubnis, sein Unternehmen zu gründen. Dies geschah im August desselben Jahres, und seitdem sind die Begriffe Kopenhagen und Tivoli untrennbar geworden. Kein Konkurrenzunternehmen, weder in Dänemark, noch im Auslande, hat den Ruhm, den das Tivoli im Laufe der Jahre immer mehr befestigte, zu schmälern vermocht. Denn Carstensens Grundsatz „Das Tivoli darf niemals fertig werden" hat noch stets dafür gesorgt, daß die verschiedenen Einrichtungen des Sommergartens auf zeitgemäßer Höhe erhalten blieben, daß die verschiedenen Schaustellungen, Karussells, Varietevorführungen und Buden stets wechselten und der zerstreuungslustigen Menge immer neue Anregung geboten wurde. Carstensen selbst hat sich wohl kaum ausgemalt, was für eine schier unentbehrliche Vergnügungsstätte sowohl der einfacheren wie der mondänen Kreise sein Tivoli dereinst werden würde, und daß es noch nach Generationen das Stelldichein der eleganten Welt bilden würde.

Welche Summen alljährlich durch das Tivoli umgesetzt werden, davon geben folgende vor einigen Jahren noch zutreffende Ziffern, die sich indes unter den Kriegsverhältnissen noch wesentlich erhöht haben dürften, ein anschauliches Bild. Die Jahresmiete, die die Direktion an die Stadt abzuführen hat, beträgt 120 000 Kronen, die Gagen der im Tivoli auftretenden Künstler 60 000, der Aufwand für Gartenbeleuchtung und Illumination 80 000 Kronen. Das Personal zählt etwa 1000 Köpfe, und in der Saison — im Winter ist das Tivoli geschlossen — wurden durchschnittlich eine halbe Million Besucher gezählt, die zusammen an Eintrittsgeldern 600 000 Kronen zurückliessen. Eine weitere Einnahme für die Direktion bildet die von den verschiedenen Restaurants, in erster Reihe dem luxuriösen Weinhause gezahlten Pachtsummen von insgesamt 400 000 Kronen. Die Saisoneinkünfte erreichten bereits vor dem Kriege die Höhe von einer Million Kronen, wovon ein Unkostenbetrag von 800 000 Kronen abzuziehen war, so daß ein Reingewinn von 200 000 Kronen für die halbjährliche Saison von Mai bis Oktober übrig bleibt. Zur Feier des dreiviertelhundertjährigen Bestehens hat die Direktion des Tivoli ganz besondere Anstrengungen gemacht, und Häuser und Gärten sind noch mehr als sonst von einer schaulustigen Menge überfüllt. Wie lange wird es dauern, bis das Kopenhagener Tivoli wieder wie in früheren Jahren die Angehörigen aller Nationen in zwanglos freundschaftlichem Verkehr versammelt sieht?

Die erste Notwendigkeit. Ein bekannter amerikanischer Universitätsprofessor, der gern jedem gegenüber, der es hören und der es nicht hören wollte, darauf hinwies, daß er sich durch eigene Kraft von den kleinsten Anfängen zu seiner hervorragenden Stellung im Geistesleben emporgearbeitet hatte, hielt eines Tages vor einem Zuhörerkreise junger Leute eine Rede, in der er aus dem reichen Schatz seiner persönlichen Erfahrungen dies und das zu Nutz und Frommen zu erzählen beabsichtigte. Er begann seine Ansprache folgendermaßen: „Meine lieben jungen Freunde, zuerst möchte ich Ihnen in kurzen Zügen die mehr als bescheidenen Verhältnisse schildern, unter denen mein Leben seinen Anfang nahm. Meine zähe Natur und die mir angeborene Fähigkeit, alle sich nur bietenden Vorteile nach Möglichkeit auszunutzen, haben mich allein dazu in den Stand gesetzt, mir die Grundlage meiner, wie Sie zugeben werden, erfolgreichen Laufbahn zu schaffen. Aber was glauben Sie wohl, meine jungen Freunde, daß das erste Ding war, nach dem ich suchte, nach dem ich vom Urbeginn meiner Lebensbahn an am ernsthaftesten strebte, am innigsten Verlangen trug?" Hier machte der Vortragende eine effektvolle Pause, indem er mit triumphierenden Siegerblicken um sich schaute. Doch er sollte verhindert werden, selbst die Antwort zu geben, die er seinen Zuhörern zugedacht hatte, nachdem er die rechte Spannung erzeugt hatte. Denn aus seinem Zuhörerkreise scholl ihm mit Stentorstimme nur das eine Wort: „Milch" entgegen.

Die größte normalspurige Eisenbahnbrücke aus Eisenbeton nähert sich ihrer Vollendung. Es ist die Brücke über den schwedischen Dexe-Elf. Sie besteht aus einer Hauptspannung von 92 Meter freier Spannweite, an die sich zu beiden Seiten Viadukte anschließen. Diese sind auf dem westlichen Ufer als drei hochgewölbte Bogen von je 16,2 Meter freier Spannweite und auf dem östlichen Ufer als ein 32,5 Meter weiter Bogen angelegt. Die Hauptspannung stellt einen dreiteiligen Bogen dar, und die Eisenbahnlinie, die ebenfalls aus armiertem Beton gebaut werden soll, und deren Schienen etwa 32 Meter über der Wasserfläche liegen werden, wird oberhalb des großen Bogens teils direkt von diesem, teils durch schmale Pfeiler aus Eisenbeton getragen werden. Zwischen den verschiedenen Bogen stehen hohe, massive Mauerpfeiler, die ohne künstlicher Einmauerung direkt auf der Erde stehen. Die Gesamtlänge der Brücke beträgt 227 Meter.

Die Brotbäckerei in der Gasanstalt. Das isländische Telegrambureau teilt mit: Der Magistrat der Stadt Reykjavik hat kürzlich eine Brotbäckerei in einem besonders konstruierten Backofen, der in Verbindung mit der hiesigen Gasanstalt steht, in Betrieb gesetzt. Der Erfolg ist glänzend, da man die überschüssige Wärme der Gasanstalt auf diese Weise nutzbringend verwerten kann. Binnen kurzem wird alles erforderliche Schwarzbrot in der neuen Bäckerei hergestellt werden. Die Ehre der Erfindung, die in hervorragender Weise geeignet ist, Kohle, Zeit und Geld zu sparen, kommt einem jungen, finnischen Studenten zu. Eine stattliche Anzahl von Dreipfundbroten kann gleichzeitig innerhalb von drei Stunden vollkommen ausgebacken werden. Dies ist, soviel man weiß, das erstemal, daß Brot irgendwo mit Hilfe überschüssiger Wärme aus einer Gasanstalt gebacken wird.

Russische Charakteristik der Tschecho-Slowaken. Das Petersburger Sewerraja Kommune" fragt in seiner letzten Nummer, was denn eigentlich die Führer der Tschecho-Slowaken seien. Ein fortschreitender Prozeß des Verfalls geht innerhalb des „Konglomerats der Verbündeten" vor sich, die man gewöhnlich die „Tschecho-Slowakische Bande" nenne, und die künstlich durch englisch-französisches und amerikanisches Geld zusammengefügt steht. Diese Gesellschaft von Tschechen, Weißgardisten und Kosaken krache in allen Fugen. Die weiße Garde und die Kosaken kämpfen für das eigentliche Ziel, Rußland einen neuen Zaren zu geben und die Macht der Bourgeoisie wiederherzustellen. Das Tschecho-Slowaken-Gesindel hingegen habe eine ganz andere Aufgabe vor Augen, nämlich die, für seine Landsknechtdienste soviel Geld wie möglich von den Alliierten Imperialisten zu erpressen.

Preis-Rätsel.

Bilderrätsel.

Buchstabenrätsel.

Mit B ist es ein deutsches Land
Mit M man's oft im Käse fand,
Mit L hält drin man Waren pfeil,
Mit W ist es von dir ein Teil.

Auflösung der Preisrätsels aus Nr. 35:

Auflösung des Anagramms.

Natter — Ratten.

Auflösung des Rösselsprungs.

Und hätte deine Zunge wohl,
O Gott, es war nicht bös gemeint,
Bald ist ein böses Wort gesagt,
Der andre aber geht und klagt.

Rätsellösungen sandten rechtzeitig ein:

Oskar Stegmann (Salzungen), Marie Müller, J. Martin (z. Zt. im Felde), L. Meusel, Fr. Maria Mühlbach, K. Müller, A. Gärtener, Gust. Grunicke, Paul Goeschke (Merschwitz), Johanne Ludwig, Berta Schneeweiß (Camburg), Fritz Linke, Kurt Linke, Gertrud Leppin, P. Schlicht, Ulrich Schöbe, Waldemar Schöbe, Olga Schade, Alfr. Schade, Fr. Else Schröter, Karl Stück, Paul Müller, Walter Hübne (Laubegast), Käthe Breitter, Margarete Heber (Merseburg), H. Sachse (Greckleben), Elly Hartwig (Reinsdorf), Friedrich Hartmann, Wilhelm Haedecke, Hermann Hohndorf, Fr. Häßler (Schafstädt), Käthe Wieweg, R. Tevohl (Halberstadt), Fr. Anna Otto, Martha Richter, Gertrud Voigt, Edmund Zuchold, Helmut Pforte, Hugo Liebe (Artern), Trg. Körder, Gertrud Kretzmann, Fr. Else Keller, Hans Keller, Gottfried Keller, Gertrud Koch, Alma Kasbrück, Kurt Kasbrück, Alfred Karsch, Charlotte Besser, Otto Ebert, Walter Becker, Karl Brand (Magdeburg), Anna Berger, Helmut Bohmeyer.

Preis erhielt Oskar Stegmann (Salzungen), und zwar:
Dr. A. Becker, Aus Deutsch-Ostafrika.

Rätsellösungen müssen, wenn sie Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstags mittag in unserer Hauptgeschäftsstelle abgegeben sein, die Aufschrift „Rätsellösung" tragen und mit genauer Adresse versehen sein; auch empfiehlt es sich, das Alter des Einsenders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Maßl treffen können.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19180901039/fragment/page=0002